

KUNSTKUBUSCHAM: «Die Nase»/22.02.2029

Nasen, werte Anwesende, gibt es bekanntlich zuhauf: Adlernasen, Ballonnasen, Breitnasen, Habichtnasen, Hakennasen, Höckernasen, Kolbennasen, Papageiennasen, Sattelnasen, Stupsnasen und andere mehr. Mit welchem Organ, das Löcher und eine Höhle beherbergt, Sie auch immer gesegnet sind, seien Sie sich bewusst, dass die Nase, ähnlich wie die Augen, zumindest laut der Physiognomik ein Spiegel Ihrer Seele sind. Doch keine Angst, ich will Sie im Folgenden nicht in Verlegenheit bringen und Ihre Nasen analysieren.

Höchstens ein kurzer Tipp: Falls Sie mit Ihrem Riechorgan unzufrieden sind, können Sie es jederzeit korrigieren lassen. «Die Nase ist durch ihren zentralen Sitz im Gesicht ein echter Hingucker», heisst es auf der Website eines Schönheitschirurgen: «Kaum ein Gesichtsabschnitt charakterisiert einen Menschen besser als seine Nase – das wissen nicht nur Karikaturisten.»

Nasenkorrekturen, so der Chirurg weiter, gehörten deshalb zu den beliebtesten Schönheitsoperationen. Die Möglichkeiten seien vielfältig: «Höcker glätten, lange Nasen verkürzen, schiefe begradigen und breite verschmälern – alles kein Problem.» Fast alle diese Operationen seien sogar ohne sichtbare Narben möglich: «Denn die Instrumente werden durch Schnitte in der Schleimhaut der Nasenvorhöfe eingeführt und präparieren die Weichteile unterirdisch von innen ab.»

Wenn Sie wie ich eigentlich gar nicht so genau wissen wollen, wie Weichteile unterirdisch von innen präpariert werden, so hilft zumindest uns Männern Oscar Wilde mit einem Rat weiter. Der irische Dramatiker hat einst festgestellt: «Nichts ist so schwierig zu heiraten wie eine grosse Nase.»

Was immerhin charmanter ist als das Versprechen, mit dem der Komiker Groucho Marx im Film «A Day at the Races» als Tierarzt Dr. Hugo Hackenbush sein reiches, aber etwas voluminöses Date zu umgarnen versucht: «If you marry me, I'll never look at another horse again.»

Ich gebe, werte Anwesende gerne zu, dass ich in Sachen Nasen nicht unbelastet bin – abgesehen vom noblen Auftrag, heute referieren zu dürfen. Da gibt es einerseits den heldenhaften, aber leider vergeblichen Widerstand zu erwähnen, den meine Nase einmal in Washington gegen eine Glastüre eines Restaurants geleistet hat. Sie brach. Worauf mich die Anfrage eines Anwalts ereilte, ob ich nicht gegen den Besitzer des Lokals klagen wolle, da eine gebrochene Nase allenfalls eine Karriere als Fernsehstar sabotieren könnte. Ich mochte nicht klagen.

Andererseits haben mich Leute angesichts meiner Nase, die nicht eben ein Stupsnäschen ist, auch schon gefragt, ob meine Vorfahren noch im See Genzareth gefischt hätten. Haben sie nicht. Britische Forscher kommen zum Schluss, dass es zwar tatsächlich Gene gibt, welche die Form einer Nase kontrollieren, diese Gene aber weitgehend von ihrer geografischen Herkunft und überhaupt nicht von einer Religionszugehörigkeit beeinflusst werden. Nasenformen, argumentieren die Forscher, seien das Ergebnis einer evolutionären Anpassung: Europäer hätten engere Nasen, um besser mit kalten, trockenen Klimata fertig zu werden, während Afrikaner breitere Nasen hätten, um in einer feuchteren und wärmeren Umgebung besser zurechtzukommen.

Und damit sind schon wir bei der Physiognomik, die Johann Caspar Lavater, das eine Sujet unserer Ausstellung im Kubus, als die Wissenschaft definiert hat, «den Charakter (nicht die zufälligen Schicksale) des Menschen im weitläufigsten Verstande aus seinem Aeusserlichen zu erkennen.» Der Zürcher Pfarrer, Philosoph und Schriftsteller wehrte sich 1772 in seinem Werk «Von der Physiognomik» gegen die Einschätzung, sein Forschungszweig sei keine «wirkliche», sondern eine «eingebildete» Wissenschaft. Nicht umsonst ist die Physiognomik im 19. und 20. Jahrhundert als wissenschaftlicher Unterbau für Rassismus und Eugenik herangezogen worden.

Auch heute ist die Physiognomik, die Definition verschiedener Charaktere anhand von Gesichtszügen und Körperformen, für viele Zeitgenossen eine Pseudo-Wissenschaft, auch wenn sich namhafte Gelehrte wie etwa Aristoteles oder Charles Darwin mit ihr befasst haben. Und vor allem Johann Caspar Lavater. Sein 2'000 Seiten starkes, vierbändiges Hauptwerk «Physiognomische Fragmente zur Beförderung von Menschenkenntnis und Menschenliebe» war seinerzeit ein Bestseller war und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Physiognomien waren für Lavater «Buchstaben des göttlichen Alphabets»- laut einer damals verbreiteten Überzeugung, dass die Natur und die Welt genau so lesbar sein müssten wie die «künstlichen Zeichen» in Büchern und Bildern. Als Bildquellen für die «Fragmente» dienten dem Physiognomen sowohl Zeichnungen, auch solche von Schweizer Künstlern, die er manisch sammelte als auch Porträtstudien, die er als Autodidakt selber anfertigte und zu einem systematischen Arbeitsinstrumentarium zusammenstellte.

Johann Caspar Lavaters monumentales Werk, das in der Zeit des Sturm und Drang entstanden ist, wurde damals in gebildeten Kreisen lebhaft diskutiert, unter anderen auch von Johann Wolfgang von Goethe, den Lavater 1774 auf einer Reheinreise kennenlernte. Gleichzeitig stiessen die Beurteilungs- und

Kategorisierungsversuche des Menschen anhand seiner äusseren Körpermerkmale auch auf heftige Kritik. Der Göttinger Gelehrte Georg Christoph Lichtenberg zum Beispiel schrieb von «physiognomischer Raserei».

Im Erstlingswerk «Von der Physiognomik» stellt Lavater 100 Regeln auf, die auch die Nase betreffen und denen «Allgemeine Regeln» vorangehen wie etwa die folgende: «Wessen Figur schief, wessen Mund schief, wessen Gang schief, wessen Handschrift schief ist, das ist, nach ungleichen, sich durchkreuzenden Directionen geht, dessen Denkensart, dessen Charakter, dessen Manier, zu handeln, ist schief inkonsequent, einseitig, sophistisch, falsch, listig launisch, widersprechend, kaltschalkhaft, hartgeföhlllos.»

Was Johann Caspar Lavater aus Nasen alles abliest, sei an einem Beispiel erläutert. Regel XXXIX seiner 100 Regeln besagt: «Nasen, die vorne etwas aufwärts gehen, und bey der Wurzel merklich vertieft sind, unter einer mehr perpendikulären, als zurücksinkenden Stirn, sind von Natur geneigt zur Wollust, Bequemlichkeit, Eifersucht, Eigensinn, dabey aber können sie feinsinnig, redlich, Gaabenreich, gutmüthig seyn.»

In den «Fragmenten» hält er später fest, er halte die Nase «für die Wiederlage des Gehirns». Und schreibt auch: «Eine schöne Nase wird nie an einem schlechtes Gesicht seyn. Auch finde ich tausend schöne Augen gegen eine einzige schöne Nase. Wo ich sie fand, immer vortreffliche, immer ganz ausserordentliche Charakter.»

Auch Dummheit definiert Johann Caspar Lavater anhand der Gesichtszüge. Regel LXI lautet wie folgt: «Jedes Gesicht ist dumm, dessen Untertheil, von dem Ende der Nase an gerechnet, weniger, als den dritten Theil des Gesichts ausmacht; ist's nicht dumm, so ist's närrisch.»

Womit wir, Stichwort närrisch, bei Verena Steiger wären, der zweiten, allerdings noch lebenden Hauptfigur unserer Nasen-Ausstellung. Anders als Lavater, der uns aufgrund unserer Gesichtszüge entlarvt, hilft sie uns, uns hinter Masken zu verstecken, und sei es auch nur während der tollen Tage der Fasnacht.

Im Besonderen der Schwyzer Fasnacht mit ihren traditionellen Figuren: dem «Blätz», dem «Alt Herr», dem «Domino», dem «Päijassemeitli», dem «Hudi», dem «Zigüüner» oder der «Zigüüneri». Sie alle ziehen durch die Gassen und Beizen, um zu «nüsseln» und zu «intrigieren» und um am «Güdelzischtig» um Mitternacht ihre Masken auf dem Hauptplatz in Schwyz ins Feuer zu werfen – die Fasnacht ist tot, es lebe die Fasnacht!

Wer ganz genau wissen will, was Verena Steiger macht, der kaufe sich das dreibändige Werk «Masken», das Kurator Heiri Scherer anfangs Jahr im Verlag NZZ Libro herausgegeben hat und das Sie auch hier im Kubus beziehen können. Dazu nur so viel: Es lohnt sich sehr, mehr über Verena Steiger zu erfahren, die als Einzige europaweit das alte Handwerk des «Drückens», die Herstellung von Wachsmasken, noch professionell betreibt.

«Masken verhüllen das Alltagsgesicht und verschleiern die Rolle, die jeder im täglichen Leben spielt», sagt Verena Steiger in Heiri Scherers Buch in einem Werkstattgespräch: «Masken enthüllen aber auch die versteckten Seiten jedes Einzelnen.» Womit wir wieder bei Johann Caspar Lavater wären.

Stoff-, Wachs- und Drahtmasken und ihre Herstellung hätten für sie etwas sehr Lustvolles, sagt die Urnerin, die an der Bahnhofstrasse 8 in Steinen domiziliert ist: «Die Auseinandersetzung mit Menschen und ihren Charakteren, ihre Umsetzung in Masken ist extrem vielfältig, so vielfältig wie die Menschen eben sind. Das Experimentieren mit unterschiedlichen Materialien, die Suche nach neuen Formen und Ausdrücken, da entdecke ich immer wieder Neues und Spannendes, sehe Menschen von unterschiedlichsten Seiten.»

Verena Steiger fasziniert, wie ihre Masken, die eigentlich starr sind, auf dem Gesicht weich werden und sich anzupassen und zu bewegen beginnen: «Beim Intrigieren in den Restaurants und Beizen an der Fasnacht reden die Masken mit den Menschen. Dabei bewegt sich die Maske wie ein Gesicht, die Augen – und damit der Blick – bleiben aber starr. Das ergibt dann ein ganz schräges Bild: Die Spannung zwischen dem wichtigen, aber eher leblosen Augenausdruck und dem Charakter der Maske samt ihren Bewegungen ist die für die angesprochenen Menschen sehr verwirrend. »

So bleiben denn auch wir etwas verwirrt zurück, geblendet einerseits durch Johann Caspar Lavaters Röntgenblick in unsere Seelen und angesprochen andererseits von Verena Steigers beweglichen Masken. Wem sollen wir eher trauen? Dem Arztsohn aus Zürich, der auf 2'000 Seiten unser Innerstes entlarvt, oder der Bauerntochter aus Seelisberg, die während der Fasnacht und auf der Bühne unser Äusseres maskiert? Die Oeuvres beider sind bewundernswert, Johann Caspar Lavaters vom Anspruch und von der Methodik her, Verena Steigers vom Engagement und der Handfertigkeit her. Entscheiden Sie! Und vergessen Sie am Schmutzigen Donnerstag nächste Woche das folgende Bonmot nicht: «Fasnacht, kleine Heuchelei, als wären wir sonst maskenlos.»